

II.

Einige Vorträge

gehalten in den

Versammlungen

des

historischen Vereines

von

Oberpfalz und Regensburg.



6*

A.

Hrotsuit von Sandersheim

von

Hugo Graf von Walderdorff.

[Vorgetragen im April 1869, umgearbeitet 1873.]

Als der historische Verein beschloß, seine Monatsversammlungen wieder durch wissenschaftliche Vorträge zu beleben — wie das ja auch ursprünglich der Fall gewesen war — bewegte gerade die durch Professor Aschbach in Wien angeregte Frage über die Echtheit der Schriften der mit Recht so berühmten Dichterin Roswitha (eigentlich Hrotsuit) mächtig die wissenschaftliche Welt.

Dieser sonst so verdienstvolle Forscher hatte nämlich plötzlich die ebenso neue als kühne Behauptung aufgestellt, und in einer Sitzung der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien (1867)*) zu begründen versucht, die Gedichte der Roswitha seien nichts weniger als ächt, sondern verdankten

*) „Roswitha und Conrad Celtes.“ Erschien zuerst im Maihefte 1867 der Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien. Dann als Separatausgabe. Wien 1867. 8. — Ferner: Zweite vermehrte Auflage mit Nachträgen, Untersuchungen über die Münchner Handschrift der Roswitha, über die Legende des hl. Pelagius und den Ottonischen Panegyricus.

vielmehr ihren Ursprung einer festen Fälschung, welche der gelehrte Humanist Conrad Celtes — der erste gekrönte Dichter Deutschlands — im Vereine mit seinen Freunden aus der rheinischen Sodalität gegen Ende des 15. Jahrhunderts sich erlaubt habe.

Selbstverständlich war diese Frage auch für unsern Verein von großem Interesse. Hier in Regensburg war es ja, daß Celtes den Codex mit Roswitha's Schriften in der Abtei von St. Emmeram entdeckt hatte, und nur durch Beihilfe der dortigen gelehrten Benediktiner konnte der Betrug erfolgreich durchgeführt werden. Es hat sich nämlich bekanntlich noch keine andere Handschrift der Roswitha vorgefunden, als jene St. Emmeramer, die gegenwärtig in der k. b. Hof- und Staatsbibliothek in München verwahrt wird. Es lag uns daher hier nahe genug, die Roswithafrage eingehend zu studiren und sowohl für die bislang niemals angezweifelte Aechtheit unseres Regensburger Codex als für die Integrität und wissenschaftliche Tüchtigkeit der damaligen Mönche von St. Emmeram, unter denen, wie uns wohl bewußt war, sich gerade zur kritischen Zeit ebenso tüchtige als ehrenwerthe Männer befanden, einzustehen.

Es mußte daher durchaus angemessen erscheinen, die Roswithafrage zum Gegenstande gleich des ersten Vortrages zu machen und in der Versammlung vom April 1869 zu behandeln. Da dieselbe seither gänzlich und für immer gelöst ist, so wäre eine bloße Reproduktion des gehaltenen Vortrages nicht mehr zeitgemäß; dagegen dürfte es sich empfehlen, hier eine kurze Uebersicht über den Verlauf des gegen Hrotsvit eingeleiteten Verfahrens zu geben, und die gewonnenen Resultate zusammenzufassen und dies um so mehr, da ich einiges Neue vorbringen werde, was sich bisher den Wahrnehmungen der Forscher entzogen hatte, und noch wesentlich zur Bestimmung der Frage beitragen kann.

Aischach's oben angeführte durch ihre Neuheit und

Kühnheit so überraschende Behauptung mußte in der gelehrten Welt ungeheueres Aufsehen erregen. Also Roswitha, die Leuchte des zehnten Jahrhunderts, welche in jener als halb barbarisch verschrieenen Epoche, zu einer Zeit da in Italien die Wissenschaften ganz darnieder lagen, in eleganten lateinischen Versen dichtete, sie gleichsam die Patronin der Dichtkunst in Deutschland, sollte gar nicht existirt haben! ihre Dichtungen wären nichts weiter als eine schlaue Mystifikation angezettelt durch einige gewandte Humanisten! und der noch vorhandene Codex wäre ein solches Meisterstück der Fälschung, daß sich unsere berühmtesten Historiker, Paläographen und Kritiker bisher durch denselben täuschen ließen! In der That, eine solche Entdeckung wäre ganz geeignet, eine förmliche Revolution in der Literatur Deutschlands hervorzurufen.

Fort dann mit den vielen Verherrlichungen der gepriesenen Nonne in Poesie und Prosa! Fort mit diesem Sterne erster Größe aus allen Literaturgeschichten! Fort mit Roswitha aus den hehren Hallen der Walhalla, wo ihr unser kunstsinniger König Ludwig I. eine Gedenktafel aus Marmor und Erz errichtet! Fort mit der neuen kritischen Ausgabe ihrer Werke, die der kundige Baraß erst i. J. 1858 veranstaltete! Fort endlich mit dem „Carmen de Gestis Oddonis I. Imperatoris,“ das Berg ohne Bedenken unter die Monumenta Germaniae aufgenommen hat! Fürwahr „Roswitha eine Fälschung“ hätte in mehr als einer Beziehung unsere Literatur auf den Kopf gestellt.

Sofort bildeten sich auch zwei Parteien, welche unter der Parole: „Sie Hrotsuit!“ Sie Aschbach!“ lebhaft in die Streitfrage eingriffen. Journale und Tagesblätter, deutsche, französische und englische, bemächtigten sich der piquanten Neuigkeit für ihre Feuilletons und Literaturberichte; in der allgemeinen Augsburger Zeitung, im Magazin für die Literatur des Auslandes und in andern Blättern wurde für und wider gestritten; in Pfeiffer's Germania, in den Er-

gänzungsblättern des literarischen Instituts zu Hildburghausen (III. 404) u. s. w. erschienen einschlägige Besprechungen und Notizen. Ein Kritiker im London Chronicle (1867 Nr. 33) rühmte Aschbach's comprehensive and sober criticism; ein französischer in der Revue de l'instruction publique (1867 Nr. 30) glaubte sich berechtigt, den verdienstvollen Magnin wegen seines ritterlichen Eifers für die angebliche Dichterin zu verspotten. Vor allem aber sind zwei Artikel im Bonner theologischen Literaturblatt bemerkenswerth (Nr 2, 3 und 23 v. J. 1869) in welchen der gelehrte Oberbibliothekar Kuland von Würzburg, der schon früher im Serapeum (1857 Nr. 2) den Münchner Roswithacodex gründlich beschrieben hatte, entschieden für dessen Aechtheit gegen Aschbach in die Schranken trat. Endlich brachte R. Köpfe in seiner „Hrotsuit von Gandersheim, Berlin 1869. 8.“ die Frage zum endgültigen Abschluß, und rettete die so schwer verdächtige Gandersheimer Nonne und ihre Schriften für die vaterländische Geschichte und Literatur.

Während also die Einen die neuen Aufstellungen Aschbach's mit Entrüstung zurückwiesen, wunderten sich die anderen, daß das Ei des Columbus nicht längst schon gefunden wurde oder vergegenwärtigten sich mit Schadenfreude die langen Gesichter unserer Kritiker von Fach, die eine so herbe Enttäuschung erfahren mußten. Kurz die Aufregung war keine geringe.

Bis auf Aschbach war es wie gesagt Niemand beigefallen an der Aechtheit der Schriften Hrotsuit's oder gar an der Existenz der lieblichen Dichterin zu zweifeln

Was nun vorerst ihre Existenz betrifft, so gibt es der Nachrichten über ihr Leben zwar nur wenige und diese müssen wir aus ihren Schriften heraussuchen; doch genügen dieselben vollkommen, um uns ihr Bild zu zeichnen.

Hrotsuit war eine Nonne in dem Kloster Gandersheim, welches der sächsische Herzog Rudolph, ein Nach-

komme Wittikind's und Ahne der Ottonen gestiftet hatte. Unter der Abtissin Gerberga II. einer Tochter des Herzogs Heinrich von Bayern hatte das Kloster den höchsten Punkt seines Glanzes erreicht, Künste und Wissenschaften blühten, und Sittenstrenge und eifrige Handhabung der Klosterzucht charakterisiren Gerberg's Regierung. Damals nun lebte und schrieb unsere Dichterin Hrotsuit. Ihren Namen übersezt sie selbst in der Vorrede zu ihren Dramen mit *clamor validus*. Nach Andeutungen in ihren Werken wird sie ungefähr um 930 geboren sein und muß mindestens noch um 968 gelebt haben; ihre Lebenszeit näher zu bestimmen ist nicht möglich, und was in dieser Beziehung von verschiedenen Schriftstellern weiter geschrieben wurde, fällt in das Gebiet der Conjecturen. Sie kam schon in früher Jugend in das Kloster und genoß dort wie sie selbst anführt den Unterricht zweier ausgezeichneten Lehrerinnen, der Hilkarbis, über die wir nichts weiteres wissen und der schon genannten Abtissin Gerberge.

Es würde zu weit führen hier näher auf die Begründung der einzelnen Lebensdaten Hrotsuit's einzugehen, und müssen wir auf die einschlägige Literatur namentlich auf Köpfe verweisen.

Die Schriften Hrotsuit's bestehen aus acht Legenden theils im heroischen, theils im elegischen Versmaße, welche nach den Worten der Dichterin das erste Buch ihrer Werke ausmachen; ferner aus sechs Dramen in ungebundener Rede, welche Gegenstand des zweiten Buches sind; endlich in einem Lobgedichte in Hexametern auf Kaiser Otto den Großen; diese sämtlichen Stücke bilden den Inhalt des bekannten Codex in München. Außerdem kennt man von Hrotsuit noch das *Carmen de primordii scoenobii Gandersheimensis*, von welchem wir keine alte Handschrift mehr besitzen und das nur in späterer Ueberlieferung bekannt ist.

Mit letzterem historischen Gedichte beschäftigt sich Aschbach

als seiner Untersuchung fern liegend nicht. Ihm lag nur daran die alte Münchner Handschrift, welche wie erwähnt aus dem Kloster St. Emmeram in Regensburg stammt, als eine Fälschung darzustellen.

Nun wäre es wohl in der Natur der Sache gelegen gewesen damit zu beginnen den Codex paläographisch zu untersuchen und auf Grundlage einer eingehenden paläographischen Kritik alle jene Momente anzuführen, die für dessen Unächtheit etwa sprechen.

Ganz anders ging jedoch Aschbach zu Werke. Den Codex selbst würdigte er keines Blickes, sondern begnügte sich damit, dessen angebliche Fälschung aus „innern Gründen“ abzuleiten und durch literarhistorische Behelfe zu beweisen.

„Bei der kritischen Prüfung der Aechtheit eines schriftlichen Dokumentes entscheidet in erster Reihe nicht die äußere Form, nicht das Alter der Schrift, sondern der Inhalt.“ — Dies ist Aschbach's Grundsatz. — „Die innern Kriterien gehen jedenfalls den äußeren Kennzeichen vor. Wenn der Münchner Codex der Roswitha auch alle Merkmale einer ächten Handschrift an sich trägt, die innern Gründe in ihrer Gesamtheit aber die spätere Fabrikation des Werkes unzweifelhaft an den Tag legen, so müssen die letzteren von entscheidendem Gewichte sein.“ — Bei solchen Voraussetzungen und bei einer solchen Zurücksetzung und Vernachlässigung des Zeugnisses, von dem doch alle Geschichte ausgeht, muß jede Objektivität schwinden und ist der subjektiven Meinung Thür und Thor geöffnet.

Sehr subjektiver Natur sind nun auch allerdings Aschbach's Meinungen und Behauptungen. Ihm erscheint es a priori unmöglich, daß im halb barbarischen 10. Jahrhundert in Deutschland so geschrieben und gedichtet wurde, wie es bei Roswitha der Fall ist; für vollends unwahrscheinlich hält er es, daß eine Frau, eine Nonne, so geschrieben habe. Raum ein Mann, geschweige eine Klosterfrau habe im 10. Jahr-

hundert eine solche Fertigkeit der Diction und Gelenkheit der lateinischen Verskunst besessen, nicht leicht Jemand über eine so große Belesenheit in den römischen Classikern verfügt und über ein so vielseitiges Wissen geboten. Der Geist der diese poetischen Schöpfungen durchwehe sei ein durchaus männlicher trotz aller Redensarten in Roswitha's Vorrede von weiblicher Schwäche und Unvollkommenheit, trotz der wiederholten Bitten, ihre Versuche nachsichtig zu beurtheilen. Die Latinität des 10. Jahrhunderts sei eine unbeholfene gewesen, diejenige Roswitha's zeige den leichten Fluß und die zierliche Gewandtheit, welche den vorzüglichsten Schriftstellern des 15. Jahrhunderts eigen sei. Auch der Versbau sei zu zierlich für das 10. Jahrhundert, eine durchgängige Anwendung leoninisch gereimter Hexameter und Pentameter komme sonst nirgends in der Zeit vor. Die Vertrautheit der Schriftstellerin mit den Classikern übertreffe weitaus den Horizont des 10. Jahrhunderts, in welchem Ovid und Terenz selten oder gar nicht gelesen wurden. Gerade diese beiden kennt aber die Dichterin genau; auch mit Plautus sei sie bekannt und ahme seine archaische Sprache nach, und doch sei es zweifelhaft ob derselbe schon damals in Deutschland bekannt war. Auch schienen die Werke Roswitha's Kenntniß mit der griechischen Sprache zu verrathen, deren Kenntniß doch damals in Deutschland nur höchst selten angetroffen wurde. Nicht minder sei auch der Inhalt der Dichtungen verdächtig und widerstrebe der herkömmlichen Ansicht. Die Legenden und Dramen enthielten so manche anstößige Situationen, die den lasciven Humanisten des 15. Jahrhunderts zwar geläufig gewesen seien, aber zu den deutschen Lebensverhältnissen des 10. Jahrhunderts durchaus nicht passen. Endlich zeige sich in den Werken Roswitha's so große Verschiedenheit in Form und Styl, daß die Vermuthung entstehe, man habe es mit den Leistungen mehrerer Verfasser zu thun.

Diese Verfasser sucht nun Aschbach in Celtes und

einigen seiner gelehrten Freunde. Nach ihm sind Hrotsuit's Gedichte also das Machwerk einer humanistischen Gesellschaft des 15. Jahrhunderts. Celtes — so erzählt Aschbach — hat in der zweiten Hälfte des Jahres 1490 in dem Benediktiner-Kloster St. Emmeram das Legendenbuch einer sächsischen Nonne Roswitha aus Gandersheim entdeckt. Sowohl das Alter der Handschrift als auch noch mehr der Umstand, daß eine Frau und zwar schon im 10. Jahrhundert als Schriftstellerin aufgetreten war, erregte die Aufmerksamkeit des Dichters. Das Legendenbuch wird sich — so meint Aschbach — wohl nicht viel über das Niveau solcher Schriften erhoben haben, aber die darin vorkommenden Notizen über sie selbst und ihr Kloster und die geschichtlichen Nachrichten über Otto dem Großen waren werthvolle Funde, aus welchen sich viel machen ließ.

Sofort faßte Celtes den Entschluß diesen Fund zu verwerthen. Der Dichter liebte sein deutsches Vaterland über Alles und ertrug es daher nur mit Unwillen, daß die Italiäner auf die deutschen Leistungen in der lateinischen Sprache und Dichtkunst mit Geringschätzung herabsahen. Er wollte nun an einem hervorragenden Beispiele darthun wie Deutschland Italien vorangeeilt sei und in einer Zeit wo die Italiäner in der Poesie und in den Künsten tief gesunken waren, in Deutschland sogar eine Frau das Lateinische in Poesie und Prosa meisterhaft gehandhabt habe. Das Legendenbuch der Roswitha sollte also durch ihn und seine Freunde bearbeitet werden und dann als Werk des 10. Jahrhunderts in die Oeffentlichkeit kommen. Sofort wurde an's Werk geschritten; nach beendeter Arbeit wurde das alte Legendarium wahrscheinlich verbrannt, (!) ein neuer Codex durch einen geschickten Kalligraphen angefertigt und in die St. Emmeramer Bibliothek abgeliefert, und zur Herausgabe *) desselben geschritten.

*) Der Titel des in Folio erschienenen Buches lautet: *Opera Hrotsuite illustris virginis et monialis germanice, gente Saxonica*

Diesen Gedankengang ungefähr verfolgt Aschbach.

Seine Behauptung sucht nun Aschbach auf literarhistorischem Wege zu bekräftigen. Die Belege muß ihm ein Sammelband der k. k. Hofbibliothek in Wien liefern, welcher Briefe enthält, welche die Genossen und Mitglieder der gelehrten rheinischen Societät in den Jahren 1491 — 1505 mit Celtes wechselten. In dieser Brieffammlung begegnet man manchem Schreiben, welches dunkle Anspielungen enthält, die nur den Schreibern und dem Empfänger verständlich sein konnten, hie und da wird auch der Roswitha erwähnt. Ganz vorzüglich aber scheint Aschbach zum Aufbau seiner kühnen Hypothese durch den Umstand veranlaßt worden zu sein, daß er beobachtet zu haben glaubte, Hrotsuit sei in den Freundeskreisen des Celtes als *mulier cimbrica* oder *barbara cimbrica* bezeichnet worden, und verschiedene versteckte Beziehungen namentlich des Arztes Ulfenius auf die *barbara cimbrica* nun ohne weiters so deutete, als sei hiedurch auf Hrotsuit angespielt.

Nun hat aber Celtes Hrotsuit gar nicht *mulier cimbrica* genannt; in der Widmung an den Churfürsten von Sachsen spricht Celtes nur neben Hrotsuit auch von *mulieres cimbricae*. Und wenn Ulfenius öfters der *barbara cimbrica* erwähnt, so ist die Beziehung keineswegs dunkel, wie Köpfe, Weiß und andere Gegner Aschbach's annehmen, sondern dies bezieht sich, wie Ruland nachweist, ganz einfach auf das 4. Buch der *libri amorum* des Celtes, das bekanntlich *barbara cimbrica* überschrieben ist; nennt daher Ulfen den Celtes den Vater der *barbara cimbrica*, so ist er weit entfernt ihn als Vater der Hrotsuit zu bezeichnen, sondern benennt ihn ganz richtig als Urheber der *libri amorum*.

orte, nuper a Conrado Celte inventa, -- Am Ende 10. Impressum Norunberge sub privilegio sodalitatis Celtice a senatu Romani imperii impetrato (statt impetrato) et quingentesimo primo supra millesimum.

Auf gleich schwachen Füßen beruht die Deutung sämtlicher andern dunklen Briefstellen auf eine angebliche Fälschung des Codex der Werke Hrotsuit's. Es würde zu weit führen den nun auf allen Linien entbrennenden Kampf um Sein oder Nichtsein Hrotsuit's ausführlich zu skizziren; es genüge kurz zu erwähnen, daß nun allenthalben theils belastende theils entlastende Momente sei es im Großen, sei es im Detail beigebracht wurden, bis endlich R. Köpke im zweiten Theil seiner Ottonischen Studien, welcher Hrotsuit von Gandersheim*) ausführlich behandelt, alles bisher Gesagte zusammenfaßte und die Existenz und Aechtheit Hrotsuits auf das Glänzendste nachwies. Namentlich hat derselbe von Seite 245 — 248 eine Reihe von Punkten angeführt, welche Aschbach's Aufstellungen Punkt für Punkt vernichten.

Wir wollen hier nun kurz erwähnen, was sich gegen letztere sagen läßt, und nur bei einigen Punkten länger verweilen, die bisher nicht berücksichtigt wurden.

Befehen wir nun zuerst die innern Gründe, die Aschbach gegen die Aechtheit der Werke vorführt so werden wir alsbald zu dem Resultate gelangen, daß das 10. Jahrhundert keineswegs so barbarisch war als Aschbach anzunehmen scheint, wenn auch Hrotsuit's Stellung einsam gewesen sein mag, da sie namentlich bei ihrem Versuch des Dramas — dem ersten im ganzen christlichen Abendland — weder bei Zeitgenossen noch lange nachher Nachfolger fand. Im Uebrigen ist die Prosa die dem 10. bis 12. Jahrhundert geläufige, später vergessene rhythmische, die Celtes Ende des 15. Jahrhunderts weder kennen noch nachahmen konnte. Es lehren dieselben klassischen Vorbilder wieder, worunter sich keines findet, das dem 10. Jahrhundert sonst unbekannt gewesen wäre. Die Stellen die heut zu Tage anstößig erscheinen

*) Berlin 1869.

erschieden es dem naiveren 10. Jahrhundert nicht und ist ihr Inhalt durch die ältere Legende gegeben; derselbe kann also nicht gegen eine Verfasserin zeugen. Auch ist Frotsuit's Latinität durchaus verschieden von der humanistischen, wie schon eine Vergleichung der von Aschbach mitgetheilten Briefe der Humanisten ergibt. Vor Allem ist aber der Charakter von Celtes eigenen Schriften nach Inhalt und Form ein wesentlich anderer geziert rhetorisirender, während bei Frotsuit stets die natürliche Naivität und Energie hervortritt. — Was endlich speziell die angebliche Kenntniß des Plautus betrifft, so beruht dieselbe nur auf der Annahme Aschbach's daß die Genitive *mis* und *tis* für *mei* und *tui* Plautinische Formen sind; diese konnte aber Roswitha (wie Professor Christ von München in der Allgem. Zeitung 1867 Nr. 266 bemerkt) leicht aus Priscian kennen lernen; denn es existirt z. B. noch heut zu Tage in Halberstadt ein berühmter Codex jenes Grammatikers aus dem 9. oder 10. Jahrhundert, der dem Unterricht der Schüler diene; ein ähnlicher Codex kann auch in Gandersheim gewesen sein.

Ein Hauptverdächtigungsgrund gegen Aschbach ist erst in neuester Zeit noch hinfällig geworden. Bekanntlich besteht unter dem Namen des Guntherus Ligurinus ein episches Gedicht über die Thaten des berühmten stauffischen Kaisers Friedrich I. Barbarossa, das sich an die prosaische Geschichte des Otto von Freising anlehnt. — Dieses Gedicht erschien zuerst 1507 in Augsburg angeblich nach einer alten Handschrift, welche Celtes im fränkischen Kloster Ebrach aufgefunden haben soll.

Gleich beim Erscheinen des Buches wurde es allenthalben als wichtige Quelle über die Stauffische Zeit betrachtet und auf den meisten deutschen Universitäten bei den Vorlesungen über vaterländische Geschichte zu Grunde gelegt; in Wien z. B. las Celtes selbst über den Ligurinus.

Zuerst im 18. Jahrhundert begann Sendenbergs

Zweifel gegen seine Aechtheit zu erheben; doch erst in den letzten Decennien hat die alles negirende Kritik dessen „Fabrication“ angeblich unwiderlegbar (!) nachgewiesen. Jakob Grimm meint Celses oder einer seiner Freunde und Genossen könne der Dichter sein. Wattenbach in seinen Geschichtsquellen Deutschlands hält ebenfalls Celses für den Verfasser. Kurz der Ligurinus galt allgemein als Fälschfat und unter andern auch noch Köpfe stand bei Beurtheilung der Roswithafrage noch ganz auf diesem Standpunkt Kuland jedoch erklärte den Ligurinus fortwährend für unzweifelhaft ächt und seine Behauptung wurde bald nachher durch Pannenburg's ebenso gründliche als eingehende Arbeit über Guntherus Ligurinus*) auf das Glänzendste bestätigt. Seitdem ist derselbe wieder unter die ächten Geschichtsquellen aufgenommen und auch Waiz, Wattenbach u. s. w. haben sich für dessen unzweifelhafte Aechtheit erklärt. Da nun hiedurch Celses auch von jener schweren Anschuldigung einer Fälschung vollkommen gereinigt ist, so entfällt um so mehr der Vorwand ihn anderer Fälschungen fähig zu erklären.

Ein wichtiges Moment gegen die Fälschung des Regensburger Codex ergibt sich auch aus den Primordiis coenobii Gandersheimensis. Wie Aschbach selbst hervorhebt bekennt der Verfasser der Primordia ausdrücklich auch die Gesta geschrieben zu haben. Die Identität des Verfassers dieser beiden Bücher mit dem der Legenden und dieses mit dem den Dramen ergibt sich aber aus dem Gebrauche typischer Redewendungen und überhaupt der gleichartigen Sprache. Aschbach behauptet nun frischweg ohne jeden Anhaltspunkt Mart. Pollichius habe sowohl die Gesta als die Primordia geschrieben. Letztere fehlen nun bekanntlich im Regensburger Codex. Dagegen hat Bodo, ein Mönch des Benediktinerklosters Elus bei

*) Forschungen zur deutschen Geschichte. Göttingen 1873. XIII. 2 S. 225 — 331.

Gandersheim, der zwischen 1520 und 1540 schrieb, eine Handschrift der Primordia benützt, die nach seiner Angabe 600 Jahre alt war. Sollte er auch wirklich unrecht haben und das Buch zu Ende des 15. Jahrhunderts verfaßt sein, wie wäre dann gerade dies Bruchstück des angeblich unterschobenen Regensburger Codex nach Gandersheim gekommen?

Endlich darf man nicht übersehen, daß Hrotsuits historische Gedichte in älterer Zeit benützt wurden, so durch Widukind, was Aschbach zwar in Abrede stellen will, von Köpfe aber sehr überzeugend nachgewiesen wird, ferner durch den Gandersheimischen Chronisten von 1216.

Es erübrigt nun noch uns über die Aechtheit des Codex in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek zu verbreiten, was für uns hier in Regensburg das Wichtigste ist. Wie bereits oben erwähnt wurde, behauptet Aschbach Celtes habe aus der Bibliothek des Reichsstiftes St. Emmeram in Regensburg ein altes Legendenbuch einer Gandersheimer Nonne entliehen, und habe dasselbe theils durch seine Freunde poetisch bearbeiten lassen, theils einzelne Theile selbst bearbeitet; sodann sei durch einen geschickten paläographisch geschulten kalligraphen ein gefälschter Codex mit alter Schrift angefertigt worden, welcher in die Klosterbibliothek eingeschmuggelt wurde.

Abgesehen nun davon, daß es doch sehr gewagt gewesen wäre einen so großartigen literarischen Betrug in so großer Gesellschaft unentdeckt auszuführen, und daß man keinen Grund hat eine ganze Reihe ehrenwerther und tüchtiger Männer in solcher Weise zu verdächtigen, wäre überhaupt die Ausführung nur möglich gewesen, wenn entweder die St. Emmeramer Mönche beigehten hätten, oder wenn sie zu — naiv gewesen wären um den Betrug zu entdecken.

Beiden Annahmen müssen wir auf das Bestimmteste widersprechen und sehr entschieden betonen, daß wie die St. Emmeramer Mönche seit den frühesten Zeiten bis zur

Säkularisation sich stets durch ganz besondere Gelehrsamkeit auszeichneten und unter den Conventualen so manche Zierde der deutschen Wissenschaft zählten, so auch gerade im Beginn des 16. Jahrhunderts die Abtei St. Emmeram in ihren Mauern eine Reihe von Männern barg, die sich unter keiner Bedingung weder zur Theilnahme an einem solchen Betruge herbeigelassen hätten, noch auch hinter das Licht geführt werden konnten.

Bekanntlich besteht noch eine Bescheinigung oder Gegenquittung, welche am 27. Januar 1494 Prior Laurentius Aicher und Erasmus Australis dem Celtes über die Entlehnung eines Buches, welches die prosaischen und metrischen Werke irgend einer Nonne enthalte, und Celtes laut Schein zurückzustellen habe, ausstellten. *)

Aus diesem Altenstücke geht hervor, daß man in St. Emmeram die Wichtigkeit des Codex wohl kannte, und denselben wie bei der Hinausgabe so bei der Einlieferung genau untersucht haben wird. Nicht nur der Prior sondern noch ein anderer Mönch Erasmus Australis unterschreiben die Bescheinigung und sind daher beide für genaue Controle verantwortlich.

Wer aber war zu jener Zeit Abt in St. Emmeram? Niemand anderer als der gelehrte Erasmus Münzer von Nabburg (reg. von 1493 — 1517), dessen Biographie Aventin als Anhang zu seiner Vita Henrici IV. 1518 herausgab**), und in welcher er denselben untern andern als großen Geschichtskenner lobt.

In der Vorrede dieses Werkes an den Abt Ambrosius Münzer, einen Neffen seines Vorgängers, spricht nun Aventin

*) Klüpfel, vita et script. C. Celtes II. 78. — Aschbach S. 33. Nr. 2.

**) Vergleiche auch: Dr. L. Wiedemann, Johann Turmair, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des bayerischen Volkes. Freising. 1858. S. 234 — 238.

in einer Weise von Roswitha, welche es wahrscheinlich erscheinen läßt, daß Aventin den Codex bereits vor Celtes kannte, und daß er ihm nebst andern alten Codices vom Prior Dionysius vorgewiesen wurde. Aventin's Worte lauten:

„Extat et ibi exemplar venerande vetustatis Rosovite, foemine sacrate, quod Chunradus Celtis commodato acceptum, opera sua exendendum curavit. Quam ob rem autem id obtinuerit satis mirari non possum.“

Aventin, dem man es doch wohl zutrauen darf, daß er besser als irgend einer seiner Zeitgenossen das Alter einer Handschrift beurtheilen konnte, erklärt also ausdrücklich daß der Codex uralt sei, ferner spricht er sich ungehalten darüber aus, daß Celtes nicht angab, woher er den Codex erhalten hat. Wie wäre Aventin, der doch meist in Regensburg wohnte, und viel in der St. Emmeramer Bibliothek verkehrte, erst aufgetreten, wenn Celtes sich einen so groben Betrug erlaubt hätte! Oder ist Aventin gleich dem Regensburger Domherrn Tolophus, dem Celtes ebenfalls eine bedeutende Stelle in der angeblichen Fälschungsgeschichte zutheilt, ebenfalls in das Geheimniß eingeweiht gewesen?

Und welche Rolle hätte denn endlich Abt Erasmus Münzer bei der Sache gespielt? er der gerade um die Bibliothek so besorgt war. Unter ihm wurde auch — wie das sogenannte Mausoleum*) meldet — anno 1500 ein Catalog verfertigt, laut dessen nur an Codices auf Pergament 605 in der Bibliothek standen. Da der Catalog, wie dort gemeldet wird, noch Mitte des vorigen Jahrhunderts vorhanden war, so lag die Vermuthung nahe, daß er bei der Säkularisation mit nach München gekommen. Wirklich gelang es mir auch, denselben dort in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu sehen. Es ist ein in Pergament gebundener Band in Quart, bezeichnet:

*) Johann Baptist Abt (respect. Cölestin) Ratisbonna monastica. 1. Th. Vierte Auflage 1752. S. 387.

Catalogus Bibliothecae S. Emer. 1500 G LIX.

Rat. S. Em. 675. 4^o.

und führt den Titel:

Registrum five Inventarium librorum bibliothecae monasterij Scti. Emmeramj Epi. et mris. Anno dñi. millesimo quingentesimo feria tertia post dominicam cantate injuncta est mihi fratri Dionisio Menger hec obedientia capitulariter.

Die Codices sind ziemlich ausführlich beschrieben; Fol. 34. b. finden wir nun über unsern Roswitha-Codex Folgendes.

Item Passionale Rosuidis sanctimonialis femine, et sunt libri tres. Primus liber incipit: Hunc libellum paruo vllius doctoris (sic!) cultu ornatum sed non parua diligentia illaboratum etc. et continet sequentes legendas. Prima est de beata virgine; de ascensione et resurrectione; de Sanctis Gangolfo; Pelagio; lapsus et conversio Theophilj; lapsus et conversio cujusdam juuenis per sanctum Basilium; passio S. Dionysii ariopagite; Agnetis virginis. Haec metrice scripta sunt.

Item secundus liber est admodum Comediarum compositus et habet has legendas: primo passionem S. Gallicani; Pass. sanctarum virginum Agapis, Chionie et sodalium; Pass. Calimachi et so. ejus et resurrectionem eorundem; Lapsus et conversio Marie neptis Abrahe heremite; Lapsus et conversio Thaide meretricis per Pafnucium heremitam; Passio s. v. Fidei, Spei, et Caritatis.

Item 3^o liber est de gestis Henricj imperatoris primi et Ottonis filij ejus etc. Metrice compositum etc.

Hec omnia in vno mediocri volumine et bona antiqua scriptura. t. 6.

Also auch hier wird die alte Schrift bestätigt. Da aber Celtes erst 1501 seine Ausgabe vollendete, so war der Codex 1500 gar nicht in der Bibliothek und war offenbar schon früher beschrieben worden ehe ihn Celtes entliehen hatte.

Jedenfalls ist aber nachgewiesen, daß der Codex um 1500 in der Emmeramer Bibliothek schon geradeso beschaffen war, wie noch heut zu Tage. Dieses Zeugniß allein würde schon genügen um Aschbach's Hypothesen vollkommen zu vernichten.

Aschbach selbst hat bekanntlich geurtheilt ohne den Codex je gesehen zu haben. Erst vor Herausgabe seiner zweiten Auflage würdigte er denselben einer kurzen Prüfung und ließ sich von Halm ein paläographisches Zeugniß gegen dessen Aechtheit geben, der sich aber wie Aschbach S. 78 klagt, durch Jaffé's Urtheil später selbst wieder zu Gunsten des Codex umstimmen ließ. Außer Jaffé haben früher Gersten, Berk, Kuland, Baraß u. den Codex aus verschiedenen Veranlassungen untersucht und geprüft, zuletzt noch Röpke, der auch seiner Abhandlung ein Facsimile beigelegt hat, ohne je die geringste Andeutung einer Fälschung zu finden. Zu allem Ueberflusse habe ich veranstaltet, daß der Codex auf der i. J. 1869 in Regensburg tagenden Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine vorgelegt wurde; und auch hier wurde einstimmig das Verdict auf unbedingte Aechtheit abgegeben.

Wir können uns daher einer nähern Begründung der vielen äußeren Beweise um so mehr entschlagen, als hierüber Röpke und zahlreiche Artikel und Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften sich ausführlich verbreitet haben und schließen mit dem Resultate, daß der Codex aus zahlreichen innern und äußern Gründen unzweifelhaft ächt ist, und das Andenken an die liebliche Nonne von Gandersheim auch in Zukunft in Ehre und Ansehen unter uns fortleben wird.



B.

Ueber den zweifelhaften Ort „Rithiencie“,

von welchem aus Kaiser Heinrich VI. dem König
Philipp von Frankreich die Gefangennahme von
Richard Löwenherz meldete.

Von

Dr. Cornelius Biss,

fürst. Thurn und Taxis'schem wirklichem Rath und Archivar.

[Vorgetragen den 7. Dezember 1871.]

In der Geschichte der Kreuzzüge bildet bekanntlich die Gefangennahme Richard's Löwenherz, Königs von England, durch den Herzog Leopold V. von Oesterreich eine romantische Episode, welche als ein ergiebiges Feld der Sage vielfach ausgebeutet worden ist. Die Kunde von diesem Ereigniß sendete Kaiser Heinrich VI. an den König Philipp von Frankreich, indem er ihm schreibt,*) „daß durch die göttliche Allmacht ihr gemeinsamer Feind, König Richard von England, auf seiner Rückreise aus dem Morgenland durch einen Schiffbruch zwischen Aquileja und Venedig in seine Hände gefallen sei, indem ihn Herzog Leopold in einer ärmlichen Hütte bei Wien gefangen genommen habe. Da derselbe, der ihm (dem

*) Die Druckorte des Briefes führt Stumpf, Reichskanzler No. 4790 auf. Wir fügen noch an: Leibnitius, SS. rer. Brunsw. 1, 878.

König Philipp) so viel Kummer und Beschwerde bereitet, nun in ihrer Gewalt sei, so wolle er ihm die Nachricht hiervon, die seinem Herzen jedenfalls viel Freude mache, sofort mittheilen.“ Dieses Schreiben trägt die Unterschrift: Datum apud Rithiencie 5 Cal. Januarii. (1192 Dezember 28.)*) und es hat dieser Ausstellungsort seit längerer Zeit zu vielfachen Mißverständnissen und Controversen Veranlassung gegeben.

Zunächst müssen wir, um die Streitfrage von vornherein genau fixiren zu können, betonen, daß alle die neueren Historiker die Fassung „Rithiencie“ für eine vollkommene Corruption ansehen, während wir glauben, daß dieselbe allerdings von einer Verunstaltung nicht frei ist, die aber doch eine glaubhafte Erklärung zuläßt.

Die Stellen in neueren Werken, an denen unsere Controverse behandelt oder auch nur berührt wird, sind — soweit wir die einschlägliche Literatur überschauen können — folgende:

- 1) Pauli, Geschichte von England. III, 251. Note *.
- 2) Abel, König Philipp der Hohenstaufe. 306.
- 3) Lohmeyer, De Richardo I., Angliae rege,
in Germania detento. 26 u. 27. Note 7.
- 4) Eohn, in Göttinger Gelehrten Anzeigen. 1858. S. 2032.
- 5) Watterich, Vitae pontificum Romanorum. II, 731.
Note 4.
- 6) Meiller, Regesta archiepiscoporum Salisburgensium.
S. 72 u. 242.
- 7) Löche, Kaiser Heinrich VI. 563. (Siebente Beilage.
Abschnitt VI.)
- 8) Stumpf, Die Reichskanzler. Nr. 4790.
- 9) Stubbs, ed Roger de Hoveden. III, 196. Note 1.
(London 1870.)

Von diesen neun Autoren gerathen zwei auf einen außerordentlichen Abweg, der sie ohne Zweifel sehr weit vom

*) (nicht 27, wie bei Pauli, Geschichte von England III, 251 steht.)

rechten Ziele führt. Rohmeyer a. a. O. vertritt nämlich unter Hinweisung auf die *Annales Reinhardisbrunenses* die Ansicht, daß sich der Kaiser im Dezember 1192 nach dem Rhein begeben habe und indem er dann für „Rithiencie“ das „Rinhuza“ des Guilelmus Neubrigensis zur Geltung bringen will, nennt er „Reinhausen“ oder „Rinthusen“ bei Kaiserswerth als den fraglichen Ort der Datierung des Kaiserbriefes. Diese Erklärung hat Töche a. a. O. als in Widerspruch mit dem Itinerar des Kaisers stehend bereits zurückgewiesen.*)

Nichtsdestoweniger sündigt Stubbs a. a. O. wider das kaiserliche Itinerar, das mittlerweile auch in Stumpf's Reichskanzlern eine Bestätigung erhalten hatte, und kommt durch Reminiscenz der Rheintour auf „Rense“, indem er wörtlich schreibt: „Riethiencie, Rithientia, I. Henry was at Merseburg on the 8. of December (Böhmer, *Regesta Regum* etc. p. 149): and nothing seems to be known of his movements until we find him at Speyer, in March 1193. The identification of Rithiencie has been scarcely attempted. Böhmer simply queries it. William of Newburgh, however, read it Renhenza (lib. IV. c. 32.) and it is probably Rense or Rhense, the well known rendezvous of the electoral body between Coblentz and Mentz.“

Watterich a. a. O. sagt: „Cuius rei nuntium Henricus ipse V kal. jan. (dec. 28) Philippo Franciae regi literis „apud Rithiencie“ (l. Rothenec [in Bavaria])

*) Ueber das „Rinhuza“ des Gull. Neubrig, welches Rohmeyer ich weiß nicht nach welcher Ausgabe als auf S. 469 stehend bezeichnet, bemerken wir, daß es sich in der Pariser Ausgabe des Joannes Picardus auf S. 512 findet, welcher dasselbe für das am Rand bemerkte v. c. [aus einem *vetustus codex*] stammende „Ronhenza“ in den Text aufnimmt. Der neueste Herausgeber des Gull. Neubrig, Hans Claude Hamilton (London 1856) hat nach zwei Handschriften (MS. Lambeth und MS. Reg.) sowie nach Hearne's Ausgabe „Renhenza“ und führt auch die gedankenlose Lesart „Arenhenza“ des MS. Cotton auf.

datis, retulit.“ Es ist uns unerklärt geblieben, worauf diese Conjectur beruht. Da wir unter Rotenece keinen anderen Ort verstehen können, als Rotteneck, Sitz einer ehemaligen Grafschaft, gelegen südlich der Donau in der Richtung von Boburg nach Freising, so ist es unmöglich, daß dieser Ort mit der Reise des Kaisers von Eger nach Regensburg in Verbindung gebracht werden kann.

Räumlich der Wahrheit näher, aber immer noch auf falscher Fährte gelangt Cohn a. a. O. zur Vermuthung, daß statt „Rithiencie“ zu lesen sei „(apud flumen) Ratanza“, also „an der Rebnitz.“ Das Unstatthafte dieser Erklärung hat bereits Läche a. a. O. gezeigt, der daran festhält, daß der fragliche Ort auf dem Wege von Eger nach Regensburg gesucht werden müsse, worauf auch bereits Cohn hingewiesen hatte.

Vertlich über das Ziel hinaus treffen demnach diejenigen Forscher, welche „Rithiencie“ in „Ratisbonae“ ändern zu dürfen glauben. Zuerst that dies Pauli a. a. O., welcher bemerkt: „S. den Brief bei Rog. de Hov. 721 datirt: Rithiencie V. kal. Jan. und Guil. Neubr. IV, 32. V. kal. Jan. a Renhenze nuntium destinavit, zu verbessern nach Annal. Cremifan. a. 1193. 1, 1. und Chron. Reichersperg. ad a. 1193. ap. Calles Ann. Austriae II, 112. c. Imperator celebravit curiam Ratisponae, ut indictum erat VII. kal. Jan.“

An den beiden angezogenen Stellen ist nun aber bloß von der Anwesenheit des Kaisers in Regensburg und von dem daselbst am 6. Januar gehaltenen Hoftag die Rede. Die Ann. Cremifan. in M. G. SS. IX, 548 überliefern: „1193. Rex Angliae Richardus prefatus in captivitatem imperatoris traditur a duce Austriae Liupoldo, in curia Ratispone celebrata.“ Uebrigens geschah dies Februar 14 zu Würzburg. Vergl. Stumpf, Reichskanzler Nr. 4796. — Im Chron. Reicherspergense in M. G. SS. XVII, 520 heißt es: „Anno 1193 imperator celebravit curiam Ratis-

ponae, ut indictum erat, 8. Idus Januarii.“ Dieser Hofstag fand jedenfalls um zehn Tage später statt, als der Brief des Kaisers geschrieben wurde (Dez. 28.) und es ist der ganze Irrthum auf die unrichtige Lesung „VII. kal. Januarii“ des Chron. Reichersperg. in der Ausgabe des Calles, statt „8. Idus Januarii“ in den Mon. Germ. I. c. zurückzuführen.

Für „Regensburg“ erklärt sich mit Entschiedenheit Meiller a. a. O., indem er in den Text S. 72 setzt „Rithiencie“ (?), in die Ortscolumnne „Rithencie“ (? Ratisbone) und in den Anmerkungen S. 242 sagt: „Rithiencie. Offenbar das verstümmelte Ratisbone.“

Wenn hingegen Töche a. a. O. behauptet, daß Abel a. a. O. die Lesung Ratispone glaublich mache, so ist dies ein Irrthum. Abel bemerkt nämlich nur, daß sich Kaiser Heinrich Ende Dezember schnell nach Regensburg wandte, der Reiseroute desselben thut er keine Erwähnung, aber er hält es kaum für möglich, daß wir den Kaiser, der Weihnachten nach dem Berichte der Annales Colonienses max. in Eger feierte (Anno dom. incarn. 1193 Imperator natale domini in Suevia apud Egram agit. Böhm. Font. III, 471 u. M. G. SS. XVII, 803.) am 28. Dezember schon zu Regensburg finden können. Dies trifft vollkommen zu, da Eger von Regensburg ungefähr 32 Wegstunden entfernt ist. Um diese Strecke zurückzulegen, waren in der Winterszeit und in rauher Gegend jedenfalls drei Tagereisen erforderlich, so daß der Kaiser nicht vor dem Abend des 29. Dezember in Regensburg eintreffen konnte.

Geographisch kam unserer Ansicht nach der Wahrheit am nächsten Stumpf in den Reichskanzlern Nr. 4790, indem er für den „corruptirten Ausstelleort Rithiencie“ in das Itinerar „Redwitz“ südwestlich von Eger setzte.

Hiegegen möchten wir zunächst einwenden, daß Redwitz nicht auf dem Weg von Eger nach Regensburg liegt, sondern etwas zuviel westlich. Dann aber steht fest, daß Redwitz

schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts „Radewize“ heißt, da zwischen 1138 und 1155, wie mir mein geschätzter Freund, Reichsarchivsrath Waaber zu München mittheilt, ein Pfarrer von Radewize urkundlich vorkommt.

Wir gelangen nun zu Töche, welcher a. a. O. sagt: „Man muß gar nicht von dem corruptirten Rithiencie ausgehen, sondern von der Angabe des Guilelm Neubrig. 32, des einzigen Autors, der des Schreibens und des Ortes noch erwähnt. Auf dessen Lesung Renhenza ist das unkenntlich verstümmelte Rithienzie ohne weiteres zurückzuführen. Renhenza erweist sich leicht als Reinhausen (Rinhusa, Reginhusen begegnet daneben), ein Dorf links des Regens, das, nach gütiger Wittheilung des Herrn Archivraths Muffat in München, zuerst am 1. Novbr. 1007 genannt wird. Heyberger, cod. prob. ep. Babenb. 1774, Nr. XI; vgl. Ried cod. dipl. Ratisp. I, p. 125. Urkunde vom Jahre 1217 Ried I, 321; von 1228 Ried I, 355.“

Ist es schon an und für sich nicht ohne Bedenken der Lesung eines Namens in einer Urkunde die Lesung desselben Namens bei einem Chronisten vorzuziehen, so verliert in unserem Falle das „Renhenza“ um deswillen alles Gewicht, weil es ja auch nicht unmittelbar zu einem erklärenden Ziele führt, sondern erst nach einer Metamorphose Aufschluß gewähren soll. Diese Verwandlung des „Renhenza“ in „Rinhusa“ oder gar in „Reginhusen“ oder in „Reinhusen“ und „Reinhousen“ bei Ried a. a. O. ist aber so mühsam und gefährlich, daß wir sie nicht zur Unterlage einer Hypothese machen möchten. Dazu kommt, daß der Kaiser, welcher Weihnachten zu Eger feierte, jedenfalls nicht früher als am 26. oder 27. Dezember diese Stadt verließ, am 28. Dezember, dem Tagesdatum seines Briefes, gewiß noch nicht in dem Dorfe Reinhausen am Regen eintreffen konnte. Dieses Dorf liegt nämlich nur eine kleine Viertelstunde von der unmittelbar in die Stadt Regensburg führenden, in den Jahren 1135 —

1146 erbauten steinernen Donaubrücke und es ist geradezu undenkbar, daß der Kaiser in einem unbedeutenden Orte in nächster Nähe der Stadt hätte Quartier nehmen und von da aus das merkwürdige Schreiben an König Philipp von Frankreich richten sollen.

Wir gelangen nunmehr zu dem positiven Theil unserer Untersuchung, als dessen Grundlage wir 2 Principien aufstellen: 1) Es ist an der wenn auch corruptirten urkundlichen Lesung festzuhalten. 2) „Rithiencie“ muß auf dem Wege von Eger nach Regensburg gesucht werden.

Wenn sich in Bezug auf einen Namen zwei verschiedene Lesarten gegenüberstehen, die eine in einer Urkunde, die andere in einer Chronik, so wird die Präsumption doch wohl zu Gunsten der erstern bestehen. Handelt es sich nun gar um den Ausstellungsort eines Briefes, so liegt doch die Vermuthung nahe, daß der Brieffschreiber den Ort, wo er den Brief schrieb, richtiger angab als ein Chronist in fernem Lande. Dieser Fall liegt aber bezüglich des Ortes vor, über welchen wir handeln. Enthält der Name „Rithiencie“ eine Corruption, was wir nicht bestreiten wollen, so ist doch wohl nicht anzunehmen, daß der englische Chronist in der Lage war, den Fehler zu verbessern und den Namen des höchst unbedeutenden Ortes in einer wenig bekannten Gegend richtig zu stellen. Dies zeigt sich aber auch durch die Thatsache, denn das „Renhenza“ des Guil. Neobrig. führt — wie wir sehen — gar nicht zu einem directen und bestimmten Resultat, sondern gibt ein neues Räthsel auf, dessen Lösung, wie bereits angedeutet, bis jetzt nicht mit Glück versucht worden sein dürfte.

Bleiben wir also bei unserem „Rithiencie“. Mag diese Form auch corruptirt sein, so glauben wir dennoch in derselben deutlich genug den Stamm zu finden, der außerordentlich zahlreichen, wohl meist schon im 11. und 12. Jahrhundert vorkommenden, in nicht weiter Entfernung von einander befindlichen Orten des Egerlandes zu Grunde liegt, nämlich

den Stamm „reut“ mit seinen mannichfachen Variationen, unter denen namentlich auch die Form „rieth“ (mit mehreren verwandten Schreibweisen) eine hervorragende Rolle spielt. Sind wir nun einmal, was wir hoffen, mit dieser Erklärung des sprachlichen Zusammenhangs auf die rechte Spur zum Verständniß des unklaren Wortes gelangt, und nehmen wir noch die Ueberzeugung zu Hilfe, daß der fragliche Ort in dem Gebiet zwischen Eger und Regensburg liegen muß, so sehen wir das Resultat unserer Forschung bald in ziemlicher Klarheit vor Augen. Wäre es an und für sich nicht undenkbar, daß einer der zahlreichen mit „reuth“ zusammengesetzten Ortsnamen des bezeichneten Territoriums als unser „Rithiencio“ anzunehmen sei, so hat es doch mehr Wahrscheinlichkeit für sich, daß der einfach „Reuth“ heißende Ort an der Walsnaab (Station der bayerischen Ostbahn) derjenige ist, welchem wir unsere Forschung widmen. Dieser Ort liegt ungefähr eine Tagreise (8 Wegstunden) von Eger entfernt und es wäre dann anzunehmen, daß der Kaiser die letztere Stadt entweder am 27. oder auch erst am 28. Dezember verließ.

Wenn man auch nicht constatiren kann, wie alt der Ort „Reuth“ ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Lage auf eine sehr frühe Existenz hinweist. Denn in der Geschichte der Feste Reuth von Rudolph Freiherrn von Reichenstein und Herrmann Freiherrn von Reichenstein, (Bayeruth 1868. 8.) heißt es S. 1:

„Im alten Nordgau, am südlichen Abhange des Fichtelgebirges, zwischen den beiden Naaben an der uralten von Nürnberg über Erbsdorf nach Eger führenden Verkehrsstrasse liegt auf einem ansehnlichen Berge die Feste zu der Reuth.“

Die Feste zu der Reuth erscheint zum ersten Male allerdings erst am 26. Juli 1337 und zwar im Besitze des Otto Trautenbergger.

Ein anderer Ort, der unserem Rithiencio dem Klang nach am nächsten kommt, ist „Rieden“ im Thal der Bils.

Derselbe liegt nun freilich nicht auf der directen Linie von Eger nach Regensburg, allein es wäre denkbar, daß der Kaiser einen Umweg über Sulzbach genommen habe, da dieser Umweg nur etwa 6 Stunden betragen haben würde. Diese Differenz würde sich aber noch geringer stellen, wenn der Kaiser die Richtung Hirschau, Amberg, Rieden eingeschlagen hätte. Würde der Kaiser Sulzbach berührt haben, so hätte er wohl am 26. Dezember Eger verlassen, wäre an diesem Tage vielleicht bis Erbsdorf oder Parkstein (9 — 10 Stunden) gekommen und hätte schon am folgenden Tag (27. Dez.) nach einer Reise von etwa 10 Stunden in Sulzbach eintreffen können. An einer besondern Veranlassung, diese Tour zu nehmen, mochte es dem Kaiser nicht fehlen, da er aus dem Nachlasse des im Jahre 1188 als der letzte seines Stammes verstorbenen Grafen Gebhard von Sulzbach, zu welchem er in verwandtschaftlicher Beziehung gestanden,*) mehrere Herrschaften und Güter, namentlich Floß und Parkstein käuflich erworben hatte. (Morig, Stammreihe und Geschichte der Grafen von Sulzbach in: Abhandlungen der bayer. Akademie der Wissenschaften I, a. 1833. S. 245 ff.) Möglicher Weise könnten ihn auch seine Verwandten, die in der Auseinandersetzung des Nachlasses wohl manche Schwierigkeit gefunden haben mögen, zur Schlichtung irgend einer Controverse nach Sulzbach, Amberg oder Rieden eingeladen haben. Auch erstreckten sich die Sulzbachischen Besitzungen bis nach Rieden und dessen Umgegend.

Rieden (heißt auch Riden urkundlich) kommt schon frühe in Urkunden vor unter den Besitzungen der bayerischen Herzoge

*) Die Verwandtschaft ist folgende:

Heinrich, Herzog in Bayern.
Wulfhild v. Sachsen.

Mathild † 1183.

1) Theobald v. Böhburg.

2) 1182 Gebhard v. Sulzbach.

† 1188.

Töchter.

Judith.

Herzog Friedrich.

Kaiser Friedrich I.

Kaiser Heinrich VI.

im Amte Pettendorf (M. B. XXXVI. a. 118.); später bildete es bis zu Anfang dieses Jahrhunderts ein eigenes oberpfälzisches Amt. Die Burg ist uralt, über deren Geschichte aber wenig bekannt.

Es besteht demnach die Möglichkeit, daß wir in unserem „Rithiencie“ den dem Klange und offenbar auch der Wurzel des Wortes nach so nahe verwandten Ort „Nieden“ vor uns haben, und wenn bei einer Worterklärung zwei so wichtige Factoren wie Wurzel und Gleichklang auf einem Punkte zusammentreffen, da dürfte das gesuchte Ziel nicht allzu fern sein.

Somit glauben wir denn, nachdem wir das Unmögliche oder Bedenkliche an den seitherigen Erklärungen des räthselhaften Ausstellungsortes dargethan haben, wenigstens auf dem Boden der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit angelangt zu sein, indem wir die beiden Orte der Oberpfalz „Neuth“ und „Nieden“ zur Identificirung des bisher jedenfalls nur irrtümlich erklärten „Rithiencie“ heranzogen.



C.

Eine Legende des Schottenklosters in Regensburg.

Von

Dr. Meber,

königl. Studienlehrer.

[Vorgetragen am 13. Februar 1873.]



Das britische Museum schließt bekanntlich eine von Jahr zu Jahr sich steigende Menge höchst interessanter Manuscripte in sich. Und zwar sind es nicht blos die Werke griechischer und römischer Schriftsteller, nicht blos altsächsische und altenglische Schriftstücke, auch manche mittelhochdeutsche Handschrift hat dort eine sichere Stätte gefunden. Schon manche Germanisten haben dort Studien gemacht und bei der bekannten Liberalität der Beamten dieses Museums noch mehr gefunden als sie suchten.

Der nunmehrige Professor der deutschen Sprache und Literatur in der Kantonschule in Solothurn, Herr Dr. Jakob Bächtold, befand sich im Mai des vorigen Jahres ebenfalls in London um an der dortigen Manuscriptensammlung des Museums Studien zu machen. Ein günstiges Geschick führte ihn auf mehrere deutsche Handschriften, von denen er größtentheils Abschrift nahm, und das Ergebniß dieser Reise liegt in einer zu Anfang dieses Jahres in Schaffhausen bei C. Baader

erschienenen Druckschrift vor unter dem Titel: „deutsche Handschriften aus dem Britischen Museum“

Diese Publikation ist für Regensburg von hohem Werte. Den Haupttheil derselben bildet nämlich die auszugsweise Mittheilung einer gegen 10,000 Verse auf 66 Blättern enthaltenden Pergamenthandschrift des XIV. Jahrhunderts, deren Titel zwar fehlt, deren Inhalt aber „Karl der Große und die Schottischen Heiligen“ bilden.

Das Gedicht ist bisher noch nicht im Drucke bekannt, obschon der Graf Mailáth, Oestreichs Geschichtschreiber, dasselbe aus einer Papierhandschrift des XV. Jahrhunderts aus der bischöflichen Bibliothek zu Karlsburg in Siebenbürgen veröffentlichen wollte. Sein vollständig ausgearbeitetes Manuskript befindet sich nunmehr in Donaueschingen, der Druck wird wohl wegen Verlagschwierigkeiten zuerst verzögert dann ganz nach Mailáth's tragischem Ende aufgegeben worden sein. Die Rücksicht der Verleger ist ja bekanntlich nur selten die Bereicherung der Literatur, gewöhnlich die ihres geschäftlichen Gewinnes.

Die in Rede stehende Legende knüpft sich nun an die Stadt Regensburg und hat im ersten Theile den Kampf Karl des Großen mit den Avarn zum geschichtlichen Inhalt. Allein hier ist alles legendenhaft ausgeschmückt. Regensburg erscheint als von Heiden bewohnt, Karl der Große zieht nach seinen Feldzügen gegen die Lombarden in Folge des Traumgesichtes eines Engels und auf des Papstes Aufforderung gegen Bayern und Regensburg. Die Stadt wird belagert, gestürmt und nimmt das Christentum an. Kaum aber hat sich Karl der Große entfernt und ist nach Spanien gezogen, benützen die Heiden seine Abwesenheit und suchen Regensburg wieder zu erobern. Die Bewohner der Stadt schicken an Karl um schnelle Hilfe. Wider Erwarten schnell erscheint Karl und liefert am 8. Tage eine Schlacht, in der er nach hartnäckigem Kampfe durch eine himmlische Erscheinung am pühel des

Sigs zum Siege geführt wird. Die Heiden fliehen und werden alle erschlagen. An der Stelle des Sieges wird eine Kirche gebaut.

Der Bau dieses Kirchleins führt nun den Legendenschreiber, einen Mönch, zum zweiten größeren Teile des Gedichtes, zu den Gründungen der sogenannten Schottenklöster irischer Missionäre, welche hier mit Karl dem Großen verbunden werden; und zwar ist es hauptsächlich die Stiftung des Regensburger Schottenklosters, die den Mittelpunkt dieser Schottenlegende bildet. Wir hören, wie südlich von der Stadt Weih Sankt Peter dieses in wunderbarer Weise von Sankt Petrus in der Nacht eingeweihte Kirchlein mit Klösterlein, das man dem Wundermann St. Mariannus erbaut, seinen Namen erhält. Nach mehreren Jahrhunderten schreitet man endlich zum Bau des größeren Münsters St. Jakob, das auf großenteils von Wohlthätern geschenktem Grunde im Westen der Stadt sich erhebt.

Den Schluß bildet die Gründung des Würzburger Schottenklosters am „Rabenstain“ mit der Legende des hl. Macharius.

Die Quelle dieser Legendendichtung ist, wie Bächtols erörtert, eine ursprünglich lateinische. Es findet sich nämlich ebenfalls im britischen Museum eine Handschrift auf Pergament aus dem XIV. Jahrhundert bezeichnet als: *Historia foundationis ecclesiae Petri Ratisponae et sanctorum Hibernensium*, wovon unser deutsches Gedicht oft als wörtliche Uebersetzung erscheint. In München befindet sich eine lateinische Handschrift dieses Inhalts jedoch nur im Auszuge aus dem XV. Jahrhundert, ebenso eine in Wien, letztere als *Cronica Karoli* bezeichnet.

Es ist zu bedauern, daß Regensburg nicht im Besitze einer ähnlichen Handschrift sich befindet. Und doch ist es vielleicht mehr als Vermutung, daß die Londoner Handschrift des Gedichtes einst ein stilles Asyl in der Bücherei des

hiesigen Schottenklosters hatte und daß der Verfasser ein Mönch dieses Klosters gewesen. Den Weg nach London fand sie aber nicht erst bei der im Jahre 1862 erfolgten Aufhebung des Klosters, schon der fleißige Forscher Thomas Nibb hatte sie am Anfange unseres Jahrhunderts mit Schmerz vermißt. Als Londoner Handschrift wird das Gedicht schon im Jahre 1821 in der „Abendzeitung“ Nr. 45 vom 6. Junius bezeichnet, wo auch eine kurze Beschreibung derselben gegeben ist.

Dagegen besitzt die hiesige Stadtbibliothek einen alten Druck mit der Ueberschrift „das ist die loblich legend von des grossen Kayser Karls streyt vor der stat Regenspurg gesehehen“ und der Schlußangabe „Gedruckt zu Nürenberg durch Johanssem Stüchs“ ohne Angabe einer Jahrzahl, dessen Erscheinen in das Ende des 15. oder besser Anfang des 16. Jahrhunderts fallen dürfte, keineswegs aber, wie Herr Wächtold durch eine von dem um die Geschichte Regensburgs und der Oberpfalz so verdienstvollen Schuegraf im 9. Bande der Verhandlungen unsers historischen Vereins gemachte Angabe verführt vor oder im Jahre 1458 erfolgt ist, da Schuegraf — es ist nicht ersichtlich, auf welche Urkunden gestützt — zwar bemerkt, daß der Magistrat der Stadt Regensburg im Jahre 1458 eine Legende Kaiser Karl des Großen kaufte, ausdrücklich aber beifügt, daß Stüchs' Druck, der sich auf der Stadtbibliothek befinde, eine neuere Auflage jener gekauften Legende sei.

Diese Legende in Prosa abgefaßt und nach der Ueberschrift mit einem Holzschnitt geziert, der Karl den Großen mit Gefolge darstellt wie er von einem aus den Lüften kommenden Engel ein Schwert gegen die anstürmenden Heiden empfängt, enthält auf 6 Blättern in Kleinquart in kurzer Fassung nur das Wesentliche des größeren Gedichtes. Es ist mehr Regensburg, Kaiser Karl und sein Kampf gegen die Heiden bei Regensburg, was hier den Inhalt bildet. Wohl geschieht der Schotten Erwähnung, aber nur deshalb weil sie mit der Gründung von Weich Sankt Peter auf der Stelle

des Sieges im untrennbaren Zusammenhange stehen. Ganz fehlen die Missionszüge derselben in verschiedenen Gegenden Deutschland's, der Neubau von St. Jakob, die Stiftung des Schottenmünsters in Würzburg. Vielmehr tritt wie an den Anfang so auch an das Ende der Legende Karl der Große, mit dessen „nach christi gepürt sibenhunder (!) unnd im funffzehenden jar“ erfolgten Tod dieselbe schließt. Man sieht, der Druck war zunächst als eine Legende bestimmt für den Bürger, den einfachen Bewohner der Stadt, während das Gedicht eine übertreibende Verherrlichung der irischen Missionäre — beharrlich bezeichnet sie die Tradition als Schotten — ihrer Stiftungen in Deutschland und namentlich des Regensburger Klosters war. Dazu diente die Herbeiziehung Karl des Großen nur als hochgeschichtliche Zierde.

Schuegraf hatte unsern Druck genau gekannt und denselben zu einer Publikation benützt, die im Jahre 1850 unter dem Titel „Pürfelgut und der Kampf Kaiser Karl des Großen mit den Heiden vor Regensburg“ erschien. Er versucht dort die Stelle der Flucht der Heiden wo sie durch großes Wasser beim „klainen pechlein genät mertanie“ aufgehalten worden, um dann bei „harting“ bis auf den letzten Mann aufgerieben zu werden, näher zu bezeichnen, wobei er eine sehr unästhetische Erklärung des Nachnamens gibt — aus dem lateinischen merda — deren Richtigkeit übrigens noch in Frage zu stellen ist. Der Bach selbst soll der gegenwärtige Aubach bei Burgweinting nicht weit von Harting entfernt sein.

Rehren wir zu dem größeren Gedichte zurück! Wir können Herrn Bächtold nur beipflichten, wenn er schreibt: „Meines Erachtens ist Karl der Große und die Schotten mit ebensoviel Recht der Mühe einer vollständigen Ausgabe werth als viele andere Gedichte seinesgleichen, die, das unsrige in keiner Beziehung überragend, dennoch die sorgfältigsten Herausgeber gefunden haben.“ Und wenn Bächtold weiter fährt: „Da aber dies blos eine Entschuldigung gleichsam einer

Unthat wäre, und ich eine solche auf eigene Hand zu begehen nicht gewillt bin, stelle ich die Entscheidung dieser Frage nach den hier gegebenen reichlichen Auszügen unsern Fachleuten anheim“ — so werden wir Regensburger alle — ob Fachleute oder nicht — jedenfalls den Wunsch aussprechen dürfen, Herr Bächtold möchte recht bald uns mit einer vollständigen Ausgabe des Gedichtes erfreuen.

Unsere Stadt besitzt ja die Denkmäler, welche jene Legende verherrlicht. Vor dem Petersthore erhebt sich die Sieges-
säule in symbolischer Form den Sieg Karl's des Großen am Siegespübel als fromme Legende Einheimischen und Fremden kündend. Und das Jakobsminster, nächst unserm unvergleichlichen Dome das köstlichste Kleinod unserer reichen mittelalterlichen Architektur, fesselt Tag für Tag stille Betrachter. In diesen Tagen erfährt sein Inneres eine sthlgemäße pietätsvolle Restauration geleitet von gründlichen Kennern romanischen, altkirchlichen Schmuckes.

Möge, wenn das herrliche Portal sich zum Empfange in den wiederhergestellten Räumen öffnet, die Ausgabe der Legende die Festfeier begrüßen.



D.

Alte slavische Drucke

auf der

Kreisbibliothek zu Regensburg. *)

Von

Hugo Graf von Walderdorff.

[Vortrag gehalten am 9. Januar 1873.]

Die slovenische Literatur verdankt ihren Ursprung bekanntlich dem sogenannten Reformationszeitalter.

Namentlich war es Primuz Truber, einer der thätigsten krainerischen Reformatoren, der, von dem Wunsche erfüllt, die neue Lehre möglichst rasch und allgemein unter seinen Landsleuten zu verbreiten, sich mit rastlosem Eifer auf die Uebersetzung der Bibel und reformatorischer Schriften in seine Muttersprache verlegte und deren Drucklegung betrieb.

Primuz Truber war 1508 in Unterfrain zu Rasica, drei Meilen von Laibach, aus niedrigem Stande geboren. Er

*) Dieser Vortrag erschien auch im Feuilleton des „Vaterland“ in Wien No. 351 i. J. 1872. Die neuesten Aufschlüsse über diesen Gegenstand bringt ein kürzlich mit Unterstützung der österreichischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenes Werk: Urkundliche Beiträge zur Geschichte der protestantischen Literatur der Südslaven in den Jahren 1559 — 1565. Gesammelt und herausgegeben von Ivan Kostrencic. Wien, Karl Gerold, 1874. 8. 244. S.

ging in Fiume zur Schule und setzte dann seine Studien zu Salzburg und Wien fort, wo er wie andere arme Studenten hauptsächlich vom Almosen guter Menschen lebte.

Der Bischof Bonhomo von Triest gehörte zu seinen besonderen Gönnern, weihte ihn zum Priester und verschaffte ihm 1527 eine Pfründe zu Ragt bei Ratschach. Im Jahre 1531 wurde er Domherr zu Laibach. Hier war er einer der Ersten, der sich der neuen Lehre anschloß und es sogar erwirkte, daß ihm 1532 von der Landschaft und dem Stadtrathe die Spitalkirche zu seinem neuen Gottesdienste eingeräumt wurde. Nach verschiedenen Schicksalen mußte er endlich 1547 wegen seiner reformatorischen Thätigkeit die Flucht ergreifen, kam zwar 1548 mit Erlaubniß wieder zurück, mußte jedoch sein Vaterland noch 1548 wiederum ganz verlassen. Ueber Nürnberg kam er nach Rothenburg an der Tauber, wo er eine Predigerstelle erhielt und sich verhehlte. Im Jahre 1552 gelangte er als Pfarrer nach Rempten im Allgäu. Um diese Zeit, ungefähr um 1550, begann er den Versuch, das Windische (Slovenische) mit lateinischen und deutschen Buchstaben zu schreiben, und verfaßte vor Allem einen Katechismus und ein ABCdarium, welche Schriften er 1550 in Tübingen heimlich drucken ließ. Bald hierauf kam er in Verührung mit Bergerio, dem ehemaligen Bischofe von Capo d'Istria, der sich ebenfalls der neuen Lehre angeschlossen hatte. Dieser wollte die Bibel in slavischer Sprache herausgeben und verband sich zu diesem Zwecke mit Truber, welcher sofort eine slovenische Uebersetzung des Evangelii Matthäi lieferte, die von der Morhardischen Druckerei in Tübingen auch wirklich 1555 gedruckt wurde. Von da an nahm hier der Druck slavischer Bücher, sowohl mit lateinischen als cyrillischen und glagolitischen Typen immer größeren Aufschwung.

Bergerius hatte namentlich die Beihilfe des Landesherrn, des Herzogs Christoph von Württemberg, zu

erlangen gewußt; auch der Landesprobst Johannes Brenz interessirte sich lebhaft für das Unternehmen, namentlich aber war es Hans Ungnad Freiherr von Sonneg, welcher bis zu seinem Tode mit ungeschmälerter Freigebigkeit demselben seine Unterstützung angedeihen ließ. Hans Ungnad gehörte zu den bedeutendsten Männern Innerösterreichs jener Zeit. Schon 1530 wurde er Landeshauptmann der Steiermark und regte als solcher den Gedanken an, die Bibel auch in die slavische Sprache zu übersetzen und drucken zu lassen; die Sache wurde aber erst später durch die Stände ausgeführt. Nachdem er wiederholt mit Glück gegen die Türken gekämpft hatte wurde er 1540 auch oberster Feldhauptmann der niederösterreichischen, windischen und kroatischen Lande und 1541 Statthalter. Obgleich er dem großen Sultan Soliman gegenüberstand, so wußte er sich doch durch kluge Vertheidigung stets zu behaupten. Hans Ungnad darf wohl als das Haupt der protestantischen Partei in Steiermark angesehen werden, eine Parteinahme, die auf seine und seiner Kinder Vermögensverhältnisse nicht ohne nachtheiligen Einfluß blieb. Im Jahr 1541 war er auch mit andern Landesebden Namens der steirischen Landschaft auf dem Reichstage in Regensburg erschienen, um freie Religionsübung zu verlangen. Der Freiherr war endlich 1556 der Religion halber aus den österreichischen Erblanden ausgewandert und hielt sich damals zu Urach im Württembergischen auf; er starb am 27. Dezember 1564 auf einer Reise zu Winteritz in Böhmen bei seiner verwittweten Schwester, der Gräfin Schlick, wurde aber zu Tübingen begraben.

Auch Truber hielt sich seit 1561 in Urach auf, da ihm der Herzog die dortige Pfarre verliehen hatte, übersiedelte aber schon 1562 wieder nach Laibach, als Prädicant der Krainer Landschaft. Nach verschiedenen Schicksalen mußte er abermals auswandern und kehrte nach Württemberg zurück, wo er zuerst Pfarrer in Laufen am Neckar und

später zu Derendingen wurde und auch dort fortfuhr, windische Bücher zu ediren. Er starb am 28. Juni 1586 in seinem 78 Jahre.

Die große Ausdehnung der Anstalt, welche sich nicht bloß mit der Herausgabe von slovenischen, sondern auch von illyrischen Uebersetzungen, sowohl im kroatischen, als im dalmatinischen Dialecte, mit cyrillischen und glagolischen Typen befaßte, machte auch eine Anzahl von Mitarbeitern erforderlich, deren auch immer mehrere sich in Urach und Tübingen aufhielten. Die vorzüglichsten derselben sind Stipan Istrianin, zu benannt Consul, und Antun Dalmatin.

Ersterer war aus Pinguent in Istrien, trat als früherer katholischer Priester zur neuen Lehre über und verließ in Folge dessen sein Vaterland, um in Deutschland mit Schulhalten und Predigen seinen Lebensunterhalt zu suchen. Er lebte anfänglich mit seiner Familie zu Regensburg, wurde aber vom Freiherrn Ungnad 1560 nach Nürnberg geschickt, um dort glagolische Typen anfertigen zu lassen. Schon vorher hatte er Truber's Uebersetzung des neuen Testaments in die illyrische Sprache und glagolische Schrift bewerkstelligt und blieb auch fortan bei der slavischen Bücheranstalt thätig, bis er endlich 1566 Württemberg verließ.

Antun Dalmatin*) oder, wie er sich auch unterzeichnete, Antonius ab Alexandro Dalmata, war ebenfalls Priester und wurde als Uebersetzer an die Anstalt in Tübingen berufen. Er verließ schon 1561 Raibach und zog über Rempten dorthin. Nach seiner Ankunft wurde auch die cyrillische Druckerei eingerichtet. Dieselben Meister, welche

*) Antun Dalmatin ist nicht zu verwechseln mit Juri Dalmatin (1576), dem Uebersetzer der berühmten slovenischen Bibel. — J. Sircel in Savič's Geschichte der südslavischen Literatur I, 155, begeht übrigens diese Verwechslung; dagegen führt derselbe II, 12 dessen Lebensumstände richtig an.

in Nürnberg die glagolischen Typen gefertigt hatten, kamen mit ihren Werkzeugen nach Urach und vollendeten dort in drei Monaten die christlichen Lettern. Er war einer der eifrigsten slavischen Uebersetzer. Nach dem Tode des Freiherrn Ungnad (1564) hielt Stephan Consul zugleich mit Anton Dalmata am 2. März 1566 bei Herzog Christoph von Württemberg um Entlassung an. Sie begaben sich nun Beide nach Regensburg,*) wo sie im Jahre 1568 ihre Postille mit lateinischen Lettern herausgaben. Von da an fehlen weitere Nachrichten über ihre Lebensumstände.

Mit dieser Postille nun wollen wir uns etwas eingehender beschäftigen. Das Exemplar auf der Regensburger Bibliothek ist bekanntlich ein Unicum; kein weiteres Exemplar dieses interessanten Buches konnte bisher nachgewiesen werden. Vermuthlich war dasselbe eine Ehrengabe der Verfasser an den Rath der Stadt Regensburg, welcher ihnen wohl häufig behilflich gewesen war, wie er denn auch schon früher die Anstalt in Tübingen gleich anderen Reichsstädten unterstützt hatte.**)

Wahrscheinlich wurde wohl die ganze Auflage unseres denkwürdigen Werkes bei der Einfuhr in die österreichischen Erblande, etwa in Wien, confiscirt und größtentheils vernichtet. Am ehesten könnten sich etwa noch einzelne Exemplare in Eisenstadt oder Forchtenstein und Umgegend erhalten haben, da das Werk unter Anderem dem damaligen Pfandinhaber dieser Herrschaften, dem Freiherrn Hanns von Weißpriach, gewidmet ist. Bekanntlich wohnen in

*) Ueber den theils wiederholten Aufenthalt dieser beiden slavischen Schriftsteller in Regensburg ergaben, wenigstens bisher, alle Forschungen nicht die geringsten Resultate.

**) Regensburg steuerte z. B. im Jahre 1564 den Betrag von 54 fl. bei. (Siehe Ch. A. Schnurrer: Slavischer Bücherdruck in Württemberg. Tübingen 1799. S. 61.)

jener Gegend noch heute die sogenannten Wasser Kroaten, welche wie wir aus der Widmung ersehen, damals von den Türken aus ihrem Vaterland vertrieben und vom gedachten Freiherrn auf seinen Herrschaften angesiedelt wurden. Sie, die aus dem „Papstthum“ kamen, zu reformiren, scheint die Postille hauptsächlich bestimmt gewesen zu sein, und daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß gerade hier sich noch das Werk hie und da erhalten haben mag. Nach dem eigentlichen Kroatien selbst, welches damals ohnehin meistens unter türkischem Joche schmachtete, ist dasselbe wohl nie gelangt.

Safarik in seiner Geschichte der südslavischen Literatur, II, 209, gibt zwar eine kurze Beschreibung unseres Exemplares, allein der Titel ist weder ausführlich, noch orthographisch richtig angegeben, und überhaupt ist die ganze Anzeige sehr kurz. Eine etwas genauere Beschreibung wird daher in allen Kreisen, die sich für slavische Literatur interessieren, erwünscht sein.

Um mit dem Formate zu beginnen, so ist dasselbe Quart.

Die beiden Theile unseres sehr gut erhaltenen Buches sind in Einem Bande vereinigt. Die Holzdecken sind mit reich gepreßtem Schweinsleder überzogen und werden durch schmale Messingschließen zusammengehalten. Auf der Vorderseite ist das Regensburger Stadtwappen — die gekreuzten Schlüssel — in Gold aufgedrückt. Die innere Einfassung der Rückseite zeigt unter Anderem zwischen Arabesken abwechselnd die beiden kleineren Schilde des churfürstlich sächsischen Wappens, eine auf vielen Einbänden damaliger Zeit vorkommende Verzierung.

Der erste Theil besteht aus 12 unpaginirten Blättern Vorstücke und 207 nummerirten Blättern Text, dem ein Blatt mit dem Buchdruckerzeichen Burger's folgt. Der zweite Theil enthält 277 nummerirte Blätter, den Titel mit eingerechnet; hierauf folgen 8 Blätter Register und ein Blatt

mit dem Druckerzeichen macht den Schluß. Der Titel lautet:
 Parvi del posztile Evangellov, kolsze vszaku nedillu
 po obitsayu otslon czrikvi tstu, zatsansl od Adventa ili Prifasziya
 do Vazma, Po Gofzpodinu Ivanu Brenczlu tumatseni i prodikant.
 Potle ù Haryaczki yazik iz Latinszkoga verno obracheni i sztumatseni:

Po Antonu Dalmatinu, i

Sztipanu Jfztrianinu

Psza l XVIII.

Po vszoi zemlli izaide glasz nih, i v'koncze

okrugla zemlle ritsi nihove.

V'Ratlszponi Poll Jvana Purgara Stampana, ù godisshu,

M. D. LXVIII.

Das dritte und das vierte Wort, sowie die Namen der
 Verfasser und die Firma des Druckers sind roth gedruckt.

Ähnlich lautet auch der Titel des zweiten Theiles.

Auf dem zweiten Blatte beginnt dann die deutsche Dedi-
 cation an „den Wolgebornen Herren, Herrn Hansen von
 Weißp r i a c h, Freyherrn zu Kobelstorff, Röm. Key. May. 2c.
 Rath, Hauptman vnd jnnhaber der Herrschafft Ehsenstat vnnb
 auff Forchtenstein. Auch Herrn Maximilian, Freyherrn zu
 Bolheim vnd Wartemburg, auff Ottenschlag, Röm. Key.
 May. 2c. Rath, vnsern gnedigen vnd gepietenden Herren.“

Ueber den Inhalt, welcher mit einer Lobpreisung der
 Reformation beginnt, haben wir schon oben Einiges gesagt.
 Angeführt wird unter Anderem auch, welche Werke bereits
 mit „lateinischen, glagolischen und chrulischen Buchstaben“
 gedruckt wurden, als: „Das neue Testament, die Augsburgische
 Confession sammt ihrer Apologie, der Catechismus Lutheri,
 die Wirtembergische Kirchenordnung“ u. s. w.

Hierauf kommt dieselbe Dedication in kroatischer Sprache,
 beides unter dem Datum: Regensburg den 4. Januar 1568.

Nun folgt der eigentliche Text, nämlich die Uebersetzung
 der sonntäglichen Postillen des bekannten württembergischen
 Theologen Johannes Brenz, u. z. umfaßt der erste Theil
 das Kirchenjahr bis Ostern und der zweite Theil von da
 an bis zum 26. Sonntage nach Dreifaltigkeit.

Den Anfang macht stets die sonntägliche Evangelienperikope, dann folgen in der Regel zwei Omilien, häufig mit Angabe des Jahres, in welchem sie gehalten wurden.

Der Druck ist schön und deutlich, 31 Zeilen auf die Seite außer der Ueberschrift; jedes Blatt ist mit römischen Ziffern nummerirt, und unten mit Custos und Signatur versehen.

Erwähnenswerth ist noch die xylographische Ausstattung. Vor Allem sind die schönen Initialen zu besprechen, mit welchen jede Omilie beginnt. Dieselben haben 4 Centm. im Geviert und zeigen auf wagrecht schattirtem Grunde Kinder und andere menschliche Figuren (meistens Brustbilder) mit Arabesken und einzelnen Thieren. Am nächsten kommen sie dem schönen Kinder-Alphabete aus der späteren sächsischen Schule und dem Kinder-Alphabete von Heinrich Vogtherr, von welchen Rudolf Weigel in seinem „Altdeutschen Holzschnitt-Alphabete“*) auf Seite 19 und 30 Proben veröffentlicht hat. Der Meister ist zwar nicht bekannt, aber man wird wohl kaum irren, wenn man diese trefflichen Holzschnitte dem berühmten Regensburger Maler und Holzschneider Michael Ostendorfer zuschreibt, da Burger mehrere von ihm früher gefertigte Holzstöcke in seinen Werken verwendete.

In unserem Werke befinden sich alle Initialen des Alphabetes, von A bis V mit Ausnahme des C, L und Q, von I dagegen kommen zwei verschiedene Typen vor; das hieher gehörige C findet sich übrigens in einem anderen Drucke Burger's vom Jahre 1578.**)

Von welchem Künstler das, wie oben gesagt, zwei Mal vorkommende Druckerzeichen geschnitten wurde, ist nicht be-

*) Besonderer Abdruck aus dem II. Jahrgang des Raumann-Weigel'schen „Archivs für zeichnende Künste.“

**) „Retraction, gentliche Aufhebung vnnnd verwerfung der anno 1574 gestellten und getruckten kurzen Antwort vnd Berichts M. Hieronymi Peristerii von der 12. Erbsünde. 4^o“

kennt; es stellt einen geflügelten Knaben (*Amor*) mit Köcher dar, der eben seine Armbrust auf einen Stein aufgesetzt hat und spannt; im Hintergrunde links einige Zelte. Das zweite Mal ist dies Zeichen von der Devise begleitet: „*Superantur ingenio vires.*“ Unter demselben schließen die Worte: *Ratisbonae, excudebat Joannes Burger, anno MDLXVIII* das ganze Werk.

Auf der Rehrseite des vorletzten Blattes befindet sich auch noch unter einem slavischen Verse aus der heil. Schrift ein guter Holzschnitt von Hanns Schaeuflein (*Passavant III. S. 230, 43^e*). Derselbe stellt Christus am Kreuze vor; links wird die Mutter Gottes vom heil. Johann unterstützt, nebenan eine weinende Frau. Rechts stehen zwei Krieger, unter welchen Schaeuflein's wohlbekanntes Monogramm angebracht ist. Dieser Holzschnitt gehört einer Serie von Schnitten an, welche zuerst in Augsburger Gebetbüchern verwendet worden waren, dann aber theilweise, wie es scheint, von Burger erworben wurden, da einige derselben in mehreren seiner Publikationen vorkommen.

Außer diesem *Unicum* befinden sich auf der Regensburger Kreisbibliothek noch drei Exemplare von slavischen Tübingen Drucken, und zwar zwei glagolische und ein cyrillischer, leider in etwas sehr verwahrlostem Zustande.

Nämlich erstlich eine Uebersetzung oder ein Auszug von Melanchthon's *Loci communes* in glagolischer und in cyrillischer Ausgabe v. J. 1562, 4^o. Die Uebersetzung war ursprünglich von Truber und ist dem winbischen neuen Testamente als Vorrede vorgesetzt. Auch die kyrillischen Uebersetzer wollen die Schrift als eine Vorrede zum Neuen Testamente angesehen wissen.

1. Die glagolische Ausgabe war zu 1000 Exemplaren und führt den Titel:

Edni kratki razumni nauci, naipotrebnei i prudnei
Articuli ili deli stare prave vere krstianske etc.

„Die fürnämsten Hauptartitel christlicher Lehre; aus der lateinischen, deutschen und windischen Sprache in die kroatische zum ersten Mal verdolmetschet 2c. (durch Anton Dalmatin und Stipan Istrianin), Tübingen 1562, 4^o.“

Die deutsche Zueignung an den Kurfürsten August von Sachsen, von Truber, Dalmata und Consul Istrianus unterzeichnet, 1 Bogen, das Uebrige 144 mit glagolischen Zahlen nummerirte Blätter. Der Druck ist sehr scharf und sauber — 28 Zeilen ohne die Seitenüberschrift auf die Seite. — Außer unserem Exemplar ist noch je eines zu Wien (?) und in der fürstlich Lobkovic'schen Bibliothek zu Raasdnic bekannt. (Vergl. Safarik's Geschichte der südslavischen Literatur, I, 184) — Exemplare befinden sich auch noch zu München, Rotenburg a. d. L., und Rom. (Dr. Elze)

2. Die cyrillische Ausgabe hat beinahe gleichen Titel wie die glagolische. Sie beginnt mit einer 14 Seiten langen Vorrede an König Maximilian von Primus Truber de dato Urach, 1. März 1562. Hierauf folgt eine slavische Vorrede von 6 Seiten, unterzeichnet von Anton Dalmatin und Stipan Istrian. Dann kommt noch eine Einleitung auf 3 Blättern und ein Register der Capitel auf 5 Blättern. — Der ganze Text beträgt 34 Bogen und 3 Blätter. — Die Auflage betrug 1000 Exemplare. Außer unserm Exemplar wurde bisher kein anderes genannt. (Vergl. Safarik: Geschichte der südslavischen Literatur, II, 211.) Das Werk kommt jedoch noch vor in Dresden, München, Stuttgart, Tübingen.

3. Der dritte slavische Druck ist eine glagolische Ausgabe der Augsburger Confession, vielmehr eine Zusammenstellung aus dieser, der württembergischen und sächsischen.

Der sehr lange Titel beginnt mit den Worten: Articuli ili deli prave stare krstianske vere 2c. Diesem folgt dann ein deutscher Titel: „Confessio, oder Bekenntniß des Glaubens 2c.

dem Kaiser Carl V. Anno 1530 in Augsburg überantwortet, Tübingen 1562. 4°."

Die deutsche Dedicatio ist an die Herzoge Johann Friedrich und Johann Wilhelm von Sachsen gerichtet, aus Urach 20. October 1562 datirt und von Primus Truber Creiner, Antonius Dalmata und Stephanus Consul Histrianus unterzeichnet. Hierauf eine slavische Vorrede von 6 Seiten; im Ganzen 2 Bogen Vorstücke. Dann 111 mit glagolischen Ziffern nummerirte Blätter, endlich das Register (ukaz) 2 Blätter. Auf einem Blatte vor Beginn des Textes, sowie auf der Rückseite des Registers ein Holzschnitt, Christus Tod und Hölle überwindend darstellend. Das allerletzte Blatt endlich trägt die Porträts des Antonius Dalmata und des Stephan Consul in guten Holzschnitten von einem unbekannten Meister. Die Porträts befinden sich in viereckigen Umrahmungen 9,5 Centm. hoch und 7,5 Centm. breit, welche nach innen Säulennischen bilden. Beide Schriftsteller tragen die damalige Kleidung der evangelischen Geistlichen mit Bareten auf dem Haupte. „Antonius Dalmata Exul“, wie die Unterschrift lautet, hält ein Buch in der Hand, hinter seiner linken Schulter gewahrt man ein Crucifix; „Stephan Con. Ping.“ hat ein offenes Buch vor sich liegen, ein Kreuz befindet sich auf seiner rechten Seite; Beide tragen Bärte; die Physiognomie des Ersten ist mehr streng, die des Zweiten milder und behäbiger. Des Ersteren Porträt nimmt die Vorderseite, die des Letzteren die Rückseite ein; glagolisch gedruckte Bibelsprüche begleiten oben und unten beide Holzschnitte. Außer unserem Exemplare scheinen noch welche in Wien, in der Vaticana zu Rom, zu Dresden, München, Raubnic und Berlin sich vorzufinden. Die Auflage betrug ebenfalls 1000 Exemplare. (Vergl. Safarik's Geschichte der südslavischen Literatur, II, 184, welche übrigens nur unvollständige und häufig incorrecte Nachrichten gibt,

namentlich hier z. B. die interessanten Holzschnitte gar nicht erwähnt.)

Es bleiben nun nur noch die Einbände der beschriebenen Werke — meistens Meisterstücke der Buchbinderei — zu besprechen. Schon der Goldschnitt mit reichen eingepreßten Ornamenten ist sehr bemerkenswerth; noch interessanter sind die Decken, da dieselben zwischen gepreßten Ornamenten die fein ausgeführten Porträte der drei Schriftsteller in Golddruck zeigen.

So besteht z. B. der Einband von 1 aus gepreßtem Schweinsleder. Auf der Vorderseite befindet sich das Porträt von „Primus Truber Carnio.“ Er trägt die gleiche Kleidung, die wir oben bei Dalmata und Consul beschrieben haben und hält ein Buch in seinen Händen. Zu seiner Linken schwebt die heil. Dreifaltigkeit in den Wolken. Auf der Rückseite erblicken wir untereinander die Porträte von „Antonius Dalmata Exul.“ und vom „Stephan. Consul. Istrianus: 41“ (41 Jahre alt?), jedoch in kleinerem Maßstabe als die oben angeführten Holzschnitte. Dieselben Porträte sind auch dem rothen Ledereinbande von 3 aufgedrückt, nur ist hier Consul oben und Dalmata unten. Auch ein Exemplar von der chrillischen Postille (Safari l. c. II, 209) der Münchener Hof- und Staatsbibliothek ist ganz gleich wie 3 gebunden. Der rothe Ledereinband von 2 zeigt dagegen auf der Vorderseite nur das Porträt des Consul mit der Jahreszahl 1562, während auf der Rückseite das von zwei Venien gehaltene Regensburg-Wappen erscheint.



E.

Bruchstücke aus Gilharts Tristan.

Von

G. Jacob,

Dombitar und bischöfl. Ordinariatsassessor in Regensburg.

[Vorgetragen am 9. Januar 1873.]



Im Anschlusse an meinen Vortrag vom 10. Juni 1869 über Regensburger Fragmente des „jüngeren Titirel“*) will ich heute über zwei Fragmente aus einer Regensburger Handschrift des Tristan von Gilhart von Oberge**) berichten. Meine Fragmente stammen gleich den ebenerwähnten aus dem Stifte Obermünster in Regensburg, wo sie nebst andern verschiedenen Pergamentstücken als Ueberzug eines von einem Hausbuche gewaltsam abgerissenen Deckels dienen.

Es sind zwei Blätter in Kleinoctav mit circa je 100 un-
abgesetzten Versen, welche durch Punkte getrennt sind. Die Initialen bei dem Beginne eines neuen Absages sind roth, die kräftige, deutliche Schrift trägt den Charakter des 12. Jahrhunderts. Beide Blätter sind leider etwas beschädigt, das eine ist auf einer Seite corross, jedoch ziemlich leicht zu ergänzen, das andere ist zugeschnitten, und zwar so stark, daß die Ergänzung sehr schwierig ist. Ihre Höhe beträgt 16 — 18 Centm., Breite 11 — 9 Centm.

*) Siehe den XXVIII. Band unserer Verhandlungen S. 288 und Pfeifers Germania XVI. S. 338 ff.

**) Die Fragmente selbst habe ich veröffentlicht in der Germania XVIII. (1873) S. 276 — 281.

Allen Anscheine nach entstammen die Blätter demselben Codex, welchem auch die von Barač*) und Roth**) mitgetheilten Fragmente angehörten.

Von Roths's Fragment ist dieß sicher, da er es von dem verdienten Geschichtsforscher Schuegraf erwarb, welcher es ebenfalls in Regensburg aufgefunden hatte; aber auch Barač's Fragment stimmt in Bezug auf Schreib- und Sprachweise, auf Schrift und namentlich auch Initialen mit meinen Fragmenten überein. So z. B. stimmt das mit v überschriebene o, ferner vv statt w u. dgl.

Dagegen muß ich der bisherigen Annahme, welcher Barač und Roth hulbigen, daß nämlich ihre Fragmente demselben Codex entstammen, aus welchem Hoffmann von Fallersleben einige Stücke publicierte***), entschieden widersprechen.

Der Beweis für diese Behauptung ist leicht zu führen; es hat nämlich eines der Fragmente Hoffmann's den gleichen Stoff zum Inhalt wie eines der unsrigen und entspricht letzteres dessen Versen 2869 bis 2971. Außerdem ist die Sprache in Hoffmann's Bruchstücken vielfach von jener der Fragmente von Barač, Roth und der unsrigen verschieden. Wir stellen nachfolgend einige Verschiedenheiten zusammen und bezeichnen Hoffmann's Magdeburger Fragmente mit M, dagegen unsere Regensburger Fragmente mit R. z. B.:

M zuwene, zuwibil, zuware, etuswer etc.; R zwein, zrivcl, zeware, etteswer etc. — M niwt, nicht; R nivht, niht. — M sach, sprach, ich, gedachte etc.; R sah, sprah, ih, gedahte etc. — M cuning, kamenaten, cruze, tuwerk, berc etc.; R. chunich, chemnatin, chruze, tvverch, berch etc. — M hute, hete, rehte, scate, sineme, wavone etc., R hüt,

*) Germania IX, 155 — 158.

**) Bruchstücke aus Zansen des Enjikel's gereimter Weltchronik. München 1854 S. 37 — 39.

***) In von der Hagen's Gottfried von Straßburg II, 313 ff. (1823) und in Hoffmann's Fundgruben, Breslau 1830. I. 231 ff.

het, reht, schat, sinem, vvavon etc. — M were, wene, spehere, tede; R vvaere, vvaene, spehaere, taete.

Schon dieß wenige genügt, um bei dem Regensburger Coder den süddeutschen Ursprung zu erkennen.

Es steht also fest, daß bis jetzt zwei unter einander in der sprachlichen Form nicht selten ziemlich verschiedene Codices des ursprünglichen Eilhart von Oberge in ihren Resten vorliegen.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch bemerken, daß zufällig für die Scene des „belauschten Stellbicheins“, welche in unserm zweiten Fragmente geschildert wird, in Regensburg sich eine, wenn auch nicht der Handschrift gleichzeitige, so doch wenigstens aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammende bildliche Darstellung gleichfalls erhalten hat. Auf einem der ältesten Teppiche im ehemaligen sogenannten Fürsten-Collegium des Regensburger Rathhauses befinden sich, in freier Hand auf schwerer Pinnenunterlage gestickt, 24 Medaillons, je vier in einer Reihe, verschiedene Scenen aus dem Minneleben darstellend, und jedes mit einer Umschrift versehen; das letzte Medaillon der vierten Reihe von oben gibt nun die Darstellung des belauschten Stellbicheins. In der Mitte steht der Lindenbaum, in dessen Zweigen der Kopf des Königs sich zeigt, bedeckt mit einer Krone; unten spiegelt das Wasser eines kleinen Teiches oder Brunnens dieses Bild wieder. Links davon steht sinnend und entsetzt über diesen Anblick Tristan, rechts naht Isolde und betrachtet gleichfalls das Spiegelbild. Die Umschrift lautet: „ih. sich. in. des. prunne. schei. auf. dē. bōme. dē. hēr. mein.“ Diese Worte stammen bekanntlich weder aus dem Eilhart'schen noch dem Gottfried'schen Gedicht, sondern sind nur Erklärung.

Schließlich die Bemerkung, daß die beiden Pergamentblätter sich jetzt in der bischöflichen Dr. Proske'schen Musik-Bibliothek in Regensburg befinden.

